

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Der Pfarrherr von Villa : eine Geschichte aus dem Val Bedretto
[Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Alardmeyer. 1901.

Der Pfarrherr von Villa.

Eine Geschichte aus dem Tal Bedretto.

Von Maja Matthey, Ravechia.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).



eugierig kamen die Jungen heran.

Ihnen war der Tod ein seltsames Schauspiel. Fremd rauschte es an ihnen vorüber und sagte ihnen nichts und nahm ihnen nichts von der sorglosen Heiterkeit ihrer jungen Jahre.

Auch in dieser stillen Stube konnten sie es nicht unterlassen, einander Scherzworte zuzurufen.

Sie drängten bald hinaus in die losende Lust des Sommerabends.

Maria mühete sich vergebens, Anna, der Lehrerin, einen Trost zu geben.

Sie verstand die Freundin nicht, die ein innigeres Wohlgefallen hatte an dem Rosenkranzgemurmel der Marienkinder als an ihren herzlichen Worten.

Anna hatte die Verzückung nicht abgestreift, in die sie am Morgen geraten war.

Sie hatte es nicht bemerkt, wie sich das Leben ihres Vaters ängstlich an ihre warmen Hände klammerte.

Erst, als es vorbei war mit ihm, kehrten ihre Gedanken eine Weile zurück von ihren Ausflügen in mystische Träumereien.

Raum hatte sie das Totenglöcklein läuten lassen, dann sie wieder ihren heiligen Gelübden nach und spann sich fest ein in das Garn der Weltflucht.

„Ich will die Wacht mit dir bei deinem Vater halten,“ sprach Maria, die es überall zu tätigem Beistand drängte.

Toni, der Schreiner, nahm dem Toten das Maß und suchte unter Brettern und Kisten sich das Holz zurecht zur letzten Herberge des Nachbars.

„Ich dachte, meine nächste Arbeit sei unser Brautbett,“ flüsterte er zärtlich zu Maria.

„Die Toten gehen vor,“ antwortete ihm das Mädchen.

„Aber dann, Maria?“

„Ja dann!“ gab sie fest zurück und drückte ihm die Hand.

Nach und nach verließen sich mit den andern Leuten auch die Marienkinder.

Die beiden Freundinnen blieben zurück in der stillen Stube.

Zu Händen des Toten zischten die Kerzen knisternd auf, wenn ein Luftzug über sie hinstrich.

Eine Kugel glitt in regelmäßigen Absätzen mit leisem Klapp am Rosenkranz der Anna herab.

Die beiden Mädchen wußten sich kaum etwas zu sagen in dieser langen Nacht. Es war, als sei die gemeinsame Jugend ausgelöscht, und keins mochte mit dem andern reden von den Gedanken des Herzens.

In die Stille fiel das Geräusch der Säge und des Hobels, der wie ein Pfeil über das Holz rissche.

VII.

Das Totenglöcklein unterbrach die frommen Beobachtungen, mit denen der Pfarrer den Mönch zu Tal begleitete.

„Es wird dem Matteo gelten, unserm Wirt,“ sprach er Abschied nehmend zu dem Fremden.

Der antwortete ihm durch ein schwärmerisches Aufleuchten in seinem Blick.

Die schmächtige Gestalt hob sich, sodass ihre Jugendlichkeit voll zum Ausdruck kam. Mit ihrem herben Duft setzte sie den Zauber dieser weltentratenden Seele in ein besonderes Licht.

Der Pfarrer blickte dem Davonschreitenden nach.

„Ich möchte wohl mit dir tauschen, Bruder!“ murmelte er.

Wie er mühsam den Weg zurücklegte, wuchs ihm die Last ins Unerträgliche, mit der seine ruhlose Seele

ihn belud. Seinen hadernden Gefühlen war der Dank zu karg, mit der die Gemeinde ihm das Opfer seines freien Bauerntums vergalt.

Die Pracht des Sommerabends streifte ihn vergebens mit dem lauen Flügelschlag ihrer Duftwellen.

Es fiel ihm nicht auf, wie schwarz und schweigend die Felsen emporragten. Sie schienen übriggebliebene Ungeheuer aus einem versunkenen Fabelland zu sein.

Büngelnden Lichtlein gleich saßen ihnen die Sterne oben auf den zackigen Spitzen ihrer Kronen. Dort, wo in eisiger Ferne der Firn seinen schneigen Marmor ausbreitete, wimmelten sie wie Leuchtkäfer, die zum Kelch einer leuschen Blume drängen.

Die Tannen bildeten ein schwarzes Feld am Wegrand. In ihren Nadeln bebte leise das zärtliche Streicheln des gesunkenen Tages nach. Noch brannten ihre Zweige von heißen Sonnenküssten. Ein Geruch von Harz und Wärme quoll aus ihnen gegen die dunkle Kühle an.

Aus der Hütte des Toni flogen ihm die Holzspäne entgegen.

Der Pfarrer sah durch die hellen Fenster zu dem Schaffenden hinein.

Schweißtropfen glänzten auf der geröteten Stirn des Schreiners, wenn er, die Muskeln seiner Arme angespannt, den fliegenden Hobel zu sich zurückschwirren ließ.

Die Bretter waren für einen Sarg glatt und glänzend genug.

Dem Schaffer kam es nicht zu Sinn aufzu hören mit der Arbeit.

Wenn er den Hobel über das weiße Holz aussliegen ließ, kamen ihm allerlei liebende Gedanken an ein anderes Holz, das er nun bald zurechtschneiden durfte. Die Sargbretter woben in sich die glühenden Lebenswünsche ein und die zufriedene Sicherheit eines endlich geborgenen Glücks.

Zögernd trat der Pfarrer über die Schwelle.

Mit einem scheuen, ehrerbietigen Gruße begegnete ihm der Toni.

„Es gilt dem Nachbar, Hochwürden.“

Dem Pfarrer tat die schüchterne Ehrfurcht des Burischen wohl.

Eilfertig ging er in das Trauerhaus, damit der Tote noch den Segen erhalten, ehe sein Leib ganz erkaltet war.

Maria zog sich in einen Winkel der Stube zurück, als der Pfarrer vor dem Bett des Matteo betend die Lippen bewegte.

Die stille Gestalt des Mannes bewegte ihn seltsam.

„Sein armer Körper ist nun aller Leidens ledig,“ sprach er tröstend zu Anna. „Für seine Seele mußt du beten.“

„Ja, Herr, mein Leben lang!“ antwortete das Mädchen inbrünstig.

„Prüfe dich wohl, ehe du den Schleier nimmst!“

Er wußte, wie sehr sich das Mädchen hinausgewünscht hatte in das große Leben.

Sie blickte ihn an mit einem hingebenden, verzückten Lächeln in den Augen, wie er es in denen des Mönchs gewahrt halte.

Da legte er segnend seine Hände auf ihr Haupt. „Dir wird viel erspart bleiben, Mädchen!“

Langsam trat Maria aus dem Dunkel heraus. Die Scheu vor dem Pfarrer war von ihr gewichen. Bei der stillen Gegenwart des Toten erinnerte sie sich nicht mehr der Leidenschaft, mit der er sie bedroht hatte.

Die Hammerschläge des Toni dröhnten zu ihr herüber und erfüllten sie mit dankbarer Weichheit. Ihrer Liebe war ein Ziel und ein bescheidenes Glück geworden.

Das sollte mit seinem freundlichen Zwinkern alles vergessen und ganz still machen.

„Segnet auch mich, die ich das Weib des Toni werde!“ sprach sie sanft und neigte das troßige Haupt zum ersten Mal demütig vor ihm.

Die Botschaft überraschte den Pfarrer nicht mehr; aber sie griff ihm schmerzend ans Herz.

Er murmelte ein paar Worte, die nicht wie ein Segen klangen.

Maria hielt den Kopf gesenkt.

Als kein weiterer Laut durch die Lippen des Geistlichen strich, hielt sie den Segen für beendet und zog sich dankend in ihren Winkel zurück.



Saviesterbub. Nach Bleistiftzeichnung von Henry van Muyden.

Es fiel dem Pfarrer bei, daß er den guten Glauben des Mädchens getäuscht hatte.

Hastig schritt er ihr nach.

„Maria, erlaß es mir, dich heute zu segnen! Ich will versuchen, daß ich es einmal kann von ganzem Herzen.“

Seine freimütigen Worte machten sie froh.

„Du bist ein Aufrichtiger!“ antwortete sie schlicht und streckte ihm die Hand zum Abschied.

Eintönig rannen die Stunden.

In den Ställen begann das Vieh zu blöken.

Der Rosenkranz war den Händen Annas entunken. Regungslos lag ihr das Kinn auf der Brust.

Die einsame Totenwacht machte Maria erschauern. Allerlei Sagen fielen ihr ein und mancherlei Spuk, den sich die Leute erzählten an den langen Winterabenden. Damals hatte sie dazu gelacht.

Nun war ihr der wohlbekannte Nachbar fremd geworden. Seine Augen hielt er so unbeweglich fest geschlossen, und sein Gesicht drückte keine Beziehungen zum Leben mehr aus.

Das Mädchen dachte daran, wie sie eine Weile gehen würde zusammen mit dem Toni, vielleicht ein paar Fahrzeuge — wie sie sich mühen und quälen und einander zur Lust und zum Leid leben würden, bis sie sich schließlich fremd würden, so fremd, wie ihr der Tote geworden war.

So war es immer gewesen und würde auch so bleiben.

Sie konnte keine philosophischen Schlüsse ziehen. Dazu war sie nicht gelehrt genug.

Sie hatte nichts als einen natürlichen Verstand, der sich geschrägt hatte an den Schwierigkeiten des Lebens und an der gewalttätigen Herrschaft der Berge.

Der Tote jagte ihr eine Angst ein vor dem Leben.

„Es wird wohl wenig nützen vor ihm zu fliehen hinter Schleier und Mauern, wie Anna... Das Leben ist ein eigen Ding und weiß die Menschen überall zu

finden — um sie eine Weile zu tragen und dann zu verschlingen!“

Sie mußte immer wieder zu Matteo hinschauen.

Sein stummer Mund konnte keine Antwort mehr geben.

„Hatte er sich ihm geschlossen vor Entsegen oder Freude beim Anblick des unbekannten Landes?“

Über die Berge kam das Frühlicht.

Ungeduldig stampfte das Vieh an den leeren Krippen.

In den Nachbarhäusern klirrten die Türen in den Angeln.

Anna erwachte, fing den Rosenkranz auf und betete weiter am Perlensegen.

Polternd kam der Toni über die Schwelle und stellte den frischgezimmerten Sarg mitten in die Stube.

Maria huschte an seine Seite.

Fröhlich schaute er ihr in das weiße übernächtige Gesicht.

„Schätz du!“ sprach er breit und behaglich, küßte sie auf den Mund und wollte sein Werk in eine bessere Lage bringen.

Das Mädchen hielt ihn fest und sog an seinen Lippen und preßte sich an seine kräftige Gestalt, schützend vor dem Ungeheuren, das sie die Nacht über gequält hatte.

Heitern Herzens ließ sich's der Toni gefallen.

Ein zärtliches Weibchen, das war ihm grade recht, und pfeifend zog er

den Atem durch die Zähne.

Allmählich wich das Grauen von ihr.

Eine warme Lühe stieg ihr ins Gesicht. Der rostige Tag flutete in das Zimmer und gab auch dem Toten einen warmen Schein.

„Toni, Toni, wie gut ist es zu leben!“

Sie grub ihre weißen Zähne in das weiche Fleisch seiner Ohrmuschel, daß er sich scherzend den zuckenden Schmerz verbeißen mußte.

(Schluß folgt).





Studienkopf (Kohlenzeichnung) von Alfred Marzer, Rüschlikon bei Zürich.



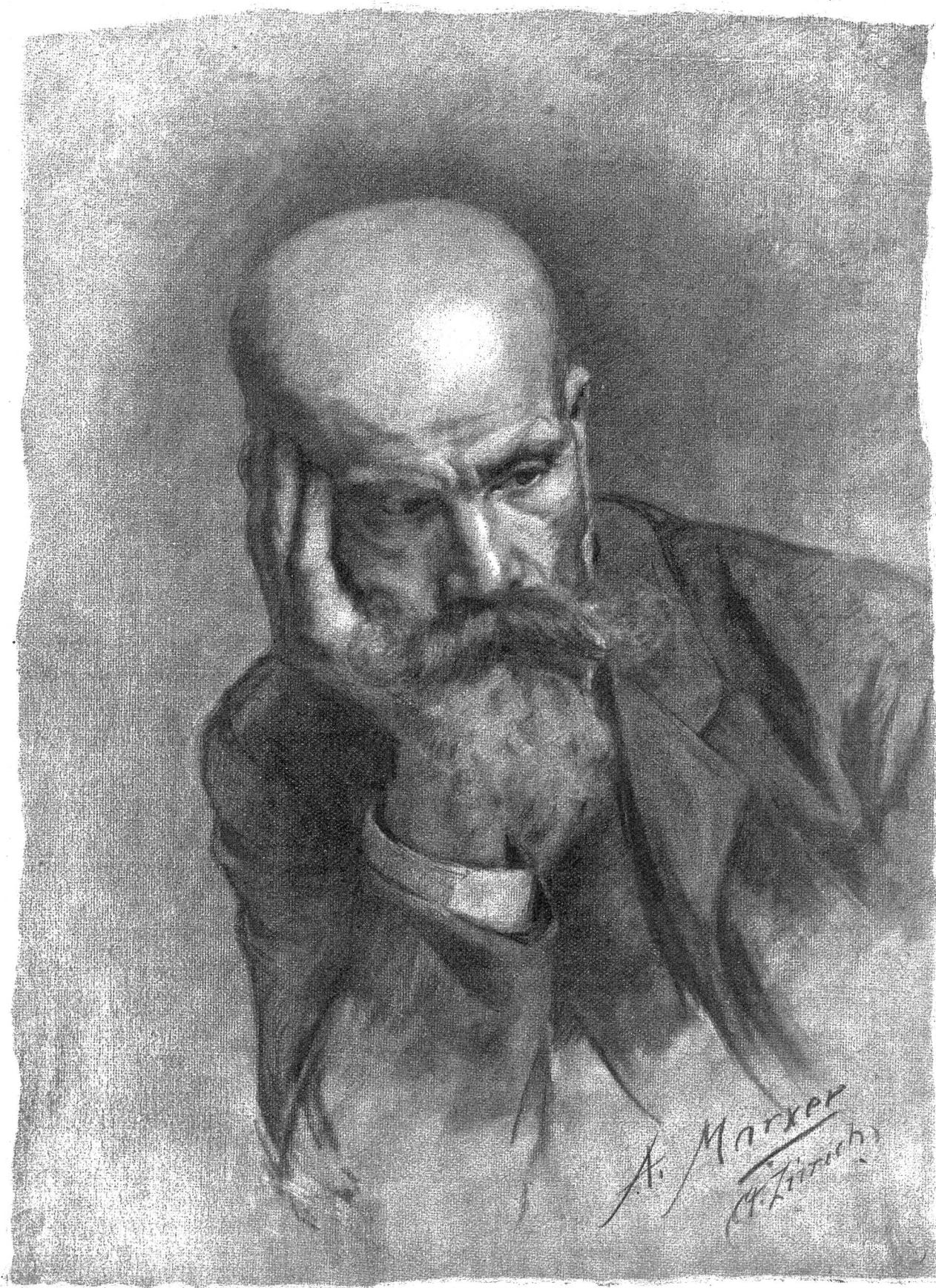
DIESCHWEIZ
14001.

DRELL FÜSSLI

Pentheus, von den Mainaden verfolgt.

Nach dem Ölgemälde (1864) von † Charles Gleyre (1807—1874)

in der Oeffentlichen Kunstsammlung von Basel.



Studienkopf (Kohlenzeichnung) von Alfred Marxer, Nüchlikon bei Zürich.